

## Oekumene verstehen

An den Dorfeingängen von Kehrsatz stehen, wie bei anderen Dörfern auch, blaue Tafeln mit Hinweisen auf reformierte und katholische Gottesdienste. Was Kehrsatz jedoch von anderen Dörfern unterscheidet: Man sucht vergeblich nach zwei Kirchen – einer reformierten und einer katholischen. Es gibt nur eine, aus einem gemeinsamen Willen von Christen bewusst geschaffene und getragene: Die Andreas-Kirche im Ökumenischen Zentrum. Allerdings: das Haus zu planen, war in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts eine Herausforderung, da es als Gebetshaus dem katholischen, wie dem reformierten Gottesdienst zu genügen hatte. Das andere Problem war geistiger Art: Es bedurfte eines soliden gemeinsamen Fundaments, welches in zahllosen, meist nächtelangen, theologisch von Experten begleiteten Aussprachen erarbeitet werden musste. Denn ohne die Beseitigung der alten Clichés, der Vorurteile und des Misstrauens, wäre ein ökumenisches Zentrum zum Scheitern verurteilt gewesen.

In der Öffentlichkeit gab es Widerstände: Leute zogen weg; sie befürchteten eine Beeinträchtigung der religiösen Erziehung ihrer Kinder. Ökumene würde einem Verdunsten des Glaubens Vorschub leisten. Es gab Demonstrationen; „Romtreue Katholiken“ bekämpften das Projekt medienwirksam. - Aber es wurde verwirklicht: Heute, nach vierzig Jahren, steht das leuchtend weisse Gotteshaus schöner da als je, und der Blick geht weit hinaus zu den Bergen – hin zum Himmel.

Das Ökumenische Zentrum ist ein Begegnungsort für Jung und Alt geworden, mit Angeboten, die auch die Gemeinde mitträgt (1). Die Stelle für die offene Jugendarbeit hat hier ihr Büro, in den Räumen finden Anlässe für die Senioren statt, Konzerte und Lesungen bringen Kultur ins Dorf. Es gibt hier den Mittagstisch der Tagesschule, Aufgabenhilfe auch für ausländische Kinder, Unterstützung von Menschen mit psychiatrischen Problemen, usw. Hier wird gearbeitet, vernetzt, Gemeinschaft geübt und gefördert. Das Öki, wie die Kehrsatzer ihr Zentrum nennen, ist heute ein sozialer Ort par excellence, ständig erneuert und verschönert.

Doch, genügt das soziale Miteinander der Ökumene? Ich denke, was hier in ihrem Namen geschieht, ist ein wesentlicher Teil des christlichen Auftrages und trifft, wengleich in ungewohnter Formulierung im Dekret über den Ökumenismus des Zweiten Vatikanums (1962-65) auch für die hier geleistete Arbeit zu. Dieses hält in Abs. 12 u.a. fest, dass die Zusammenarbeit...mehr und mehr vervollkommen werden müsse. Das gelte „sowohl für die Aufgabe, der menschlichen Person zu ihrer wahren Würde zu verhelfen, für die Förderung des Friedens, für die Anwendung des Evangeliums für die sozialen Fragen, für die Pflege von Wissenschaft und Kunst aus christlichem Geiste, wie auch für die Bereitstellung von Hilfsmitteln aller Art gegen die Nöte unserer Zeit...“.

Ein wesentlicher Teil, gewiss, indem er die praktische Umsetzung der theologischen Erkenntnisse anspricht. Doch wo bleibt die ursprüngliche Absicht der von Papst Johannes XXIII. ausgelösten Bewegung, welche auch die Begründer unseres Zentrums beseelte? „Auf dass sie alle eins seien“ (Joh.17/21) – der Grundstein der Andreas Kirche offenbart diese. Die Frauen und Männer, welche sich damals, vor über vierzig Jahren, zusammentaten, waren Leute, nicht anders als wir heute. Sie hatten unter der Engführung ihrer Kirchen gelitten, unter der bildlich dargestellten Kontrolle eines als unzeitgemäss erspürten, strafenden Gottes. Das Konzil, an welchem auch nicht katholische Beobachter und Theologen, Experten der Bibelforschung und anderer Fachgebiete teilnahmen, liess aufhorchen. Papst Johannes forderte „frischen Wind“ für seine Kirche. Da wurden Fragen zur Diskussion gestellt und Zukunftsperspektiven entworfen, die früher teilweise wohl

häretischen Charakter gehabt hätten und daher tabu gewesen waren. Hans Küng hatte die anstehenden Probleme schon in seinem Buch „Kirche im Konzil“ 1963 aufgelistet. Zu einem Zeitpunkt, als die weltweite Zusammenkunft der Bischöfe eben erst begonnen hatte. Was ursprünglich als katholisch geplantes Ereignis konzipiert gewesen war, löste weltweite Neugier aus. Religion wurde plötzlich zum Thema.

Neugier war wohl auch bei der gemischt konfessionellen Gruppe, welche sich anschickte, das völlig Neue in Kehrsatz zu planen, eine wichtige Triebfeder. Denn – machen wir uns nichts vor – deren Teilnehmer waren zwar alle davon fasziniert, gemeinsam einen Kirchenbau realisieren zu können. Kirchlich im eigentlichen Sinne hätten sich wohl nicht alle bezeichnet. Die Möglichkeit aber, Neues auszuprobieren, beschwingte. Neugier und Freude, selbst religiös kreativ zu sein, hielt auch in den ersten Jahren im Öki an: Zum Beispiel – es dürfte im Jahre 1977 gewesen sein, - bei jener Gruppe von Konfirmandinnen, die mit vielen Freundinnen zusammen einen vierundzwanzig stündigen Gottesdienst in der Kirche feierte. In einem Kirchenraum, der tagsüber in ein mystisches Licht getaucht war, weil die Oberlichter mit durchsichtigen farbigen Folien belegt worden waren. Und nachts spiegelten sich Begeisterung und Hochstimmung auf den von vielen Dutzend Kerzen erhellten Gesichtern dieser jungen Menschen, welche auch zu nachtschlafener Stunde nicht müde wurden, das Lob Gottes singend zu preisen. - Reformierte und katholische Theologiestudenten begegneten sich über ein verlängertes Wochenende, befragten sich gegenseitig, erklärten sich und fanden sich schliesslich, wie selbstverständlich - was es damals nicht war- zum sonntäglichen öffentlichen Gottesdienst ein. Sie hatten die Nächte mit Genehmigung der Gemeinde in der unterirdischen Sanitätshilfsstelle verbracht. Und einer der Beteiligten, ein junger Angehöriger des Kapuzinerordens, war in seiner braunen Kutte auf dem Fahrrad von Solothurn extra zu diesem Anlass nach Kehrsatz gereist. - Neugier und neues Selbstverständnis: Man hatte sich abgesprochen. Wohl kaum über das Internet, eher durch Mund-zu-Mundverständigung.

„Religion ist.. eine sinnliche Erfahrung, nicht eine des Verstandes...Die Kulturleistung des Glaubens, die Vermittlung der Religion, funktioniert über die Sinne“, erklärt Navid Kermani, einer der derzeit bedeutendsten Schriftsteller und Orientalist iranisch-deutscher Abstammung, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in einem Interview mit der „Zeit“.(2) Wer seiner bewegenden Dankesrede von Oktober 2015 zur Verleihung des Preises in der Frankfurter Paulskirche lauscht (Internet:“kermani rede“) wird unmittelbar mit dem Kern der Ökumene konfrontiert. Kermani, ein praktizierender Moslem, entwirft darin das Bild des katholischen Klosters Mar Musa am Rande der Kleinstadt Qaryatein in Syrien und eines seiner Mönche, Pater Jacques Mourad, der am 21. Mai 2015 vom sogenannten „Islamischen Staat/IS“ als Geisel entführt wurde. Pater Jacques, der sich, zusammen mit seinen Mitbrüdern, „der Begegnung mit dem Islam und der Liebe zu den Muslimen verschrieben“ hatte, betreute unter anderem die kleine katholische Gemeinde von Qaryatein. „Mit ihrer Hände Arbeit, ihrer Herzen Güte und ihrer Seelen Gebete“ schreibt Kermani, „schufen die Nonnen und Mönche von Mar Musa einen Ort, der mich utopisch anmutete und für sie selbst nichts Geringeres als die endzeitliche Versöhnung vorwegnahm“ - ein Kloster aus dem siebten Jahrhundert im syrischen Wüstengebirge – von Christen aus aller Welt besucht, an das jedoch, unterstreicht er, „zahlreicher noch, Dutzende, ja Hunderte von Muslimen anklopfen, um ihren christlichen Geschwistern zu begegnen“. Heute sei Pater Jacques frei: Muslimische Bewohner des Städtchens Qaryatein hätten ihm zur Flucht aus seiner Zelle verholfen und ihn mit Hilfe von Beduinen aus dem Gebiet des IS geschafft.

Die von Navid Kermani persönlich erfahrene Gesinnung von Ordensleuten und Nichtchristen

mitten in einem Gebiet, das wir im wesentlichen nur als geschundenes, von Stammesfehden, Hass, Krieg und Leid gezeichnetes Land zu kennen glauben, bildet für mich das vielleicht schönste und überzeugendste Beispiel davon, was Ökumene meint: Die Liebe für das „Andere“. - Aus schmerzhaften Auseinandersetzungen, dem Hinterfragen des Überlieferten, auch aus der Freude am Eigenen heraus entdecken dürfen, dass etwas in einem steckt, was mehr will. - „Wahrheit entsteht im Gespräch der Geschwister“, sagt Fulbert Steffensky in seinem Buch „Das Haus, das die Träume verwaltet“. - Auch Pater Paolo entdeckt, welches Bedürfnis nach Austausch ihn mit seinen „Geschwistern“ in Qaryatein zusammenführte. „Ökumene“, präzisiert indes Steffensky, „heisst nicht die geglückte Selbstliquidation der einzelnen Partner in ein Allgemeines“. Pater Jacques „hat nie einen Zweifel gelassen, dass er ein gläubiger Katholik ist“ (Kermani). Die Muslime von Qaryatein warfen sich in einer bilderlosen Ecke der christlichen Kirche zum Gebet auf die Erde. Mutter Theresa von Kalkutta, die Missionarin der Geschwisterliebe, blieb ihrer Herkunft, trotz anfänglicher Beargwöhnung durch Rom treu. - Einem Ausspruch, in Kehrsatz seien wir nicht mehr Katholiken oder Reformierte, wir seien „Ökumene“, liegt deshalb ein gewaltiges Missverständnis zugrunde. Während wir aufgrund unseres „Bisherigen“, einer Tradition und vielleicht einer inneren Verbundenheit einer Kirche angehören, bildet die Ökumene einen **Weg** zum „Anderen“. Das Erste schenkt uns Beheimatung. Das Zweite die beglückende Erfahrung, dass Offenheit und Neugier bisher Ungeahntes und Grossartiges bei unseren „Geschwistern“ entdecken kann. - Vielleicht führt dann das stille Verweilen an der Grabplatte Johann Sebastian Bachs in der Thomaskirche von Leipzig zur Frage, was den grossen Komponisten der ersten Reformationszeit bei der Erarbeitung seiner Messen (ja, seiner Messen!) beseelt haben mag. Was bewegt jene, welche diese Gedenkstätte stets mit frischen Blumen schmücken? Der Petersdom in Rom – dieser mit zeitlosen Kunstwerken überreich geschmückte, gewaltige Palast eines christlichen Ausdrucks -, darf dem an Kunst interessierten Besucher durchaus auch Anlass sein, über dessen Entstehungsgeschichte nachzudenken. Und den historisch interessierten Christen beschleicht möglicherweise zu Recht ein Anflug von Scham, wenn er mitten in der fast tausenddreihundert jährigen Mesquita von Cordoba, diesem mystischen früher muslimischen Gebetshaus, plötzlich vor dem katholischen Altar steht, welcher vom 16. Jahrhundert an architektonisch hinein gezwängt wurde und heute Teil davon ist.

Wer sich von solchen Momenten ergreifen lässt und daraus lernen will, geht den Weg der Ökumene.

Ich erlebe das vor vierzig Jahren mit Begeisterung und Engagement Begonnene heute hauptsächlich als soziales, freundliches, selbstverständliches, fragloses Miteinander von Menschen aller Altersstufen, Hautfarben, Berufe, Einkommensschichten und – nun ja, auch von Bekenntnissen. Aber Heimat? Kaum jemand würde, nach der Herkunft befragt, mit Stolz auf das Dorf hinweisen, wo Reformierte und Katholiken zusammen eine Kirche gebaut haben. Ich gebe zu: Weder in Wabern, noch in Köniz, wo Kirchen beider Konfessionen stehen, würden diese bei einer entsprechenden Frage überhaupt erwähnt. Kirche scheint, insbesondere bei jungen Menschen, an Attraktivität verloren zu haben. In einer Zeit der Mega-Events beurteilen sie deren Wirken in der Öffentlichkeit häufig als vernachlässigbar und deren Gottesdienste als langweilig. Dabei kommt die Eucharistiefeier noch gut weg; sie sei optisch und manchmal auch musikalisch ansprechender, als eine reformierte Predigt. - Die Liturgie, also die Gestaltung der Feier, ist denn auch Gottfried Locher, dem Präsidenten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, ein zentrales Anliegen: „...Es geht nicht nur um die gute Predigt...Liturgie ist ein Gesamtkunstwerk. Nur als Kunstwerk berührt uns der Gottesdienst“ (3). Wie wichtig die Gottesdienstform ist, welche uns den

Zugang zu Gott erschliessen soll, zeigt sich auch darin, dass in unserer Schwesterkirche künftig neue Liturgieformen angeboten werden, die „ein ganzheitliches Erlebnis“ vermitteln.(4.) Dabei muss auch auf kindliche Bedürfnisse geachtet werden, indem – wo es räumlich möglich ist, - angemessene Rückzugsecken geschaffen werden. Ein Angebot, über welches Kindern ermöglicht werden soll, das liturgische Geschehen zwanglos zu beobachten. Denn „Kinder konstruieren ihren Glauben aus dem was sie sehen, hören, erleben und erfahren“. (5)

Doch all das bringt uns nicht voran, wenn es nicht mit Herzblut geschieht. - Ökumene darf kein Zustand sein, in dem man sich einrichtet; sie bleibt ein Weg, eine Herausforderung für jene, die „Beheimatung“ suchen. Im Eigenen und im liebgewonnen Anderen.

*Maxdavid Frei*

1. Anzeiger Region Bern 20.11.2015
2. Die Zeit Online/Navid Kermani, 5.9.2015/ Religion ist eine sinnliche Erfahrung
3. Sonntagszeitung 14.12.2013/G. Locher; Ich teile die Angst...
4. Reformiert 18.7.2016/Aargau plant ein Geschenk zum Jubiläum
5. Pfarrblatt 13.8.2016 Esther Aeschlimann/Fachstelle Religionspädagogik

---

23.8.2016/ökumene verstehen